

„Das Schlimmste ist, dass ich an der Uni nichts anderes werden kann als Professor“, sagt Wolfgang Achnitz, 44. Der Germanist ist Experte für die Literatur des Mittelalters; die Begeisterung für sein Fach ist auch nach 50 erfolglosen Bewerbungen auf eine Professur noch zu spüren. „Vor kurzem habe ich ein Seminar über die Dracula-Legende aus dem 15. Jahrhundert angeboten“, erzählt er, „die Studenten haben Referate über die Kulturgeschichte des Blutes, über Wiedergänger und Werwölfe gehalten.“

Seit seine Stelle in Münster auslief, zählt auch Achnitz zu den wissenschaftlichen Saisonarbeitern. Im vergangenen Jahr jobbte er als Vertretung in Oldenburg, dieses Semester lehrt er montags in Hamburg, den Rest der Woche vertritt er eine Assistentenstelle in Göttingen. Honorar für ein König-Artus-Seminar in Hamburg: 40 Euro pro Unterrichtsstunde – für das ganze Semester also weniger als 1000 Euro brutto.

„Ich liebe meine Arbeit, aber ich würde es nicht noch mal so machen“, sagt der Vater dreier Kinder. „Selbst wenn ich irgendeinen Job außerhalb der Uni fände, wären 25 Jahre wissenschaftliche Arbeit umsonst gewesen – das ist doch eine irrsinnige Verschwendung von Ressourcen.“

Zwar sollen inzwischen die neuen Juniorprofessuren dem Nachwuchs früher auf den Lehrstuhl helfen, doch noch trauen die meisten Jungforscher den modischen Stellen nicht recht. 2005 etwa gab es bundesweit gerade mal 617 Juniorprofessoren – ein Zehntel der ursprünglich für 2010 angestrebten 6000 Nachwuchsstellen.

Ginge es nach dem Wissenschaftsrat, könnte bald eine weitere neue Professorenkategorie Einzug an den Universitäten halten. Das Gremium schlägt sogenannte Lehrprofessuren vor: Jobs mit deutlich erhöhtem Lehrdeputat, aber auch eigenen Forschungsprojekten. Die neuen Bachelor-Studiengänge erfordern bessere Betreuungsverhältnisse, zugleich steigen demnächst die Studierendenzahlen.

Bis dahin leiden nicht nur Geisteswissenschaftler wie Achnitz und Karimi unter dem knappen Jobangebot. Der münsterische Physiker Thomas Stephan, 44, zum Beispiel analysierte noch 2006 Kometenstaub von der Stardust-Mission der Nasa – heute ist er arbeitslos. Seine Uni unterhält den bundesweit einzigen Lehrstuhl für Planetologie; Bewerbungen an anderen Instituten waren bislang erfolglos.

„Wenn ich aus Münster weggehe, wird niemand meine Arbeit fortführen“, erklärt Stephan, „dann stehen hier millionenteure Messgeräte ungenutzt herum.“ Inzwischen hat der Forscher einen Job in den USA in Aussicht, doch er würde gern bleiben.

„Ich finde es ziemlich widersinnig, dass die Bildungspolitik in Deutschland Stellen einsparen“, sagt Stephan, „und dann reisen sie den Forschern hinterher, um sie aus den Vereinigten Staaten zurückzuholen.“

JULIA KOCH

Vorteil für Frau Professor

Zwischen Habilitation und Professur steht die Berufungskommission – nicht immer geht der Job an den besten Bewerber.

Mit 27 Jahren habilitiert, als Humboldt-Stipendiatin nach Harvard, im vergangenen Jahr als bislang jüngste Preisträgerin den mit 1,55 Millionen Euro dotierten Leibniz-Preis gewonnen – die Marburger Altertumswissenschaftlerin Gyburg Radke, 31, hat es eilig mit der wissenschaftlichen Karriere.

Inzwischen hat Radke sogar einen Ruf auf eine Professur in Heidelberg. „Wenn man sich für eine Karriere in der Wissenschaft entscheidet, weiß man natürlich um die schwierige Stel-

nister Peter Frankenberg (CDU) künftig mindestens zwei Frauen in jeder Berufungskommission sitzen.

Nun fühlen sich die Männer diskriminiert: „Der beste Weg zur Professur wäre wohl eine Geschlechtsumwandlung“, sagt einer, der schon an vielen Berufungsverfahren gescheitert ist.

Tatsächlich sind es kaum die Auswahlkommissionen, die Frauen den Weg in die Spitzenforschung verwehren. Die meisten kommen der Wissenschaft lange vor einer möglichen Berufung abhanden: Unter den insgesamt

2001 Habilitierten an deutschen Universitäten im Jahr 2005 waren nur 460 Frauen.

Und die würden die Sonderbehandlung meist gar nicht benötigen: Am Beispiel ihres eigenen Fachs haben die Politologen Thomas Plümper und Frank Schimmelfennig umfassend untersucht, was den Ausschlag für eine Berufung gibt. Für das Vorurteil, dass Frauen womöglich von professoralen Männerbünden benachteiligt werden, fanden sie kei-

ne Hinweise. Im Gegenteil, so die Forscher: „Es existiert ein gewisser Druck, weibliche Kandidaten selbst dann zu berufen, wenn männliche Bewerber besser qualifiziert sind.“

Daneben kritisieren die Politologen, die inzwischen beide einen Job im Ausland haben, die fehlende Transparenz der Auswahlverfahren. „Die Bewerber wissen weder, was die Kommission von ihnen erwartet, noch, warum sie eine Stelle nicht bekommen“, sagt Schimmelfennig. Bis zur Absage kann es außerdem dauern: 70 Prozent der Berufungsverfahren ziehen sich nach Angaben des Deutschen Hochschulverbands länger als ein Jahr hin.

Jungwissenschaftlerin Gyburg Radke hofft, dass ihr Geschlecht bei einer künftigen Berufung keine Rolle spielt: „Ich möchte auf keinen Fall aus anderen als rein fachlichen Gründen eine Stelle bekommen“, sagt sie, „und ich kenne viele Kolleginnen, die das genauso sehen.“



Philologin Radke: Mangelware im Spitzenamt

lensituation“, sagt Radke, „aber ich bin von meiner Arbeit überzeugt und hoffe, dass sich Leistung immer durchsetzt.“

Für die Philologin spricht vor allem ihre exzellente Forschung – doch sie könnte eine große Gruppe Mitbewerber auch allein deswegen ausstechen, weil sie eine Frau ist.

Denn die sind immer noch Mangelware in akademischen Spitzenämtern. Nur auf jedem siebten Lehrstuhl sitzt eine Frau, in der höchsten Besoldungsgruppe stellen die Professorinnen bundesweit gerade mal zehn Prozent.

Inzwischen gibt es denn auch kaum eine Stellenausschreibung für Professuren, in der nicht betont wird, man werde bei gleicher Eignung die Akademikerinnen unter den Bewerbern bevorzugen. An der FU Berlin werden spezielle Förderprofessuren nur für Frauen ausgeschrieben; und an baden-württembergischen Universitäten sollen auf Wunsch von Wissenschaftsmi-

BERTRAMBELKOW.COM